

Kleine Umschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 43

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleine Umschau

Als seinerzeit nach dem großen Umsturz, den der Friedensschluß von Versailles und der Völkerbund brachten, orbi et urbi gepredigt wurde, daß nun die Geheimdiplomatie und die Zeit der geheimen Verträge vorüber sei, da dachte auch ich, daß nun wohl auch der kleinste Staatsbürger seinen Einfluß auf die Innen- und Außenpolitik seines Staates zur Geltung bringen können werde und eigentlich freute ich mich schon etwas schadenfroh auf das Politische Gefribbel, das nun im alten Europa überall ausbrechen werde. Na, aber die Verhältnisse begannen sich dann, noch ehe sie ganz entschleiert gewesen wären, wieder zu verschleiern, und wir gerieten in ein geradezu mythisches politisches Zeitalter hinein, sowohl im Großen wie im Kleinen. Und ich glaube fast, unsere gute Stadt Bern, die ja allerdings in längst vergangenen Jahrhunderten ihre diplomatischen Fäden über Kaiser-, Königs- und Fürstenhöfe zog, ohne daß der eine oder andere, ja nicht einmal die guten Bürger der Stadt selbst, eine Ahnung davon hatten, was da eigentlich gespielt werde, macht heute auch wieder etwas in behördlicher Mystik. Wenn in früheren Zeiten das ganze abstimrende Volk ganze Bibliotheken von Aufklärungsmaterial vor den Abstimmungen in die Hände bekam, so kann es heute schon vorkommen, daß nicht einmal der Stadtrat ganz genau weiß, über was er eigentlich abstimmt. Wenigstens erhält man aus den Berichten über die Stadtratsitzungen diesen Eindruck. So stimmte er z. B. jetzt über eine „Luftschußfichere Reservezentrale“ für die städtische Elektrizitätsversorgung ab, die ca. 1,5 Millionen Franken kosten wird. Nun genau genommen geht ja den Stadtrat auch das „Wann, Wie und Wo“ dieser Zentrale nichts an, wenn er nur den dazu nötigen Kredit bewilligt. Aber es gab doch Gwundrige. Und dabei kam dann heraus, daß nicht einmal die Militärbehörden näher orientiert wurden, und daß auch der Leiter unseres passiven Luftschutzes keine Einsicht in das Projekt hatte. Und der Jupiter unseres Gemeinderates, Herr Grimm, beruhigte die gwundrigen Gemüter damit, daß die Sache erstens forciert werden müßte, und daß es sich ja zweitens doch nur um die Aushöhlung irgend eines Sandsteinfelsens handle, also warum: „Tant bruit pour une omelette?“ Und darauf hin wurde dann die Vorlage einstimmig genehmigt. Als gewissenhafter Ruegguet machte ich mich zwar gleich auf die Sherlock Holmes-Socken und erfuhr nach gewaltetem Pintenkehr, daß sich besagter Sandsteinfelsen, der da ausgehöhlt wird, zwischen dem Oberland und dem Jura befinde. Und das ist doch immerhin auch etwas.

Aber auch ansonsten sind wir noch nicht aus allen unseren Aufregungen heraus. Die Pseudo-Schütz, der landwirtschaftliche Schweizermochenmärit und die Kunstausstellung in der Kramgasse sind ja zwar vorüber, dafür aber stehen die Schweizer Woche und der Ziebeleimärit vor der Tür und bringen wieder etwas Abwechslung in unser heimeliges Stadtgetriebe. Und auch sonst gibt es noch Interessantes genug. So schrieb z. B. ein Beamter im Sprechsaal eines Tagesblattes, daß in allen Inseratenplantagen Annoncen zu finden seien, die da lauten: „Darlehen ohne Bürgschaft für Beamte.“ Und dies beweise wohl am besten, daß der Beamte so schlecht bezahlt sei, daß er gezwungen ist, sich das Geld für seine Lebenshaltung im Darlehenwege zu verschaffen. Ich möchte da aber eher vermuten, daß die betreffenden Geldborger der Meinung sind, der Beamte sei so gut bezahlt, daß man ihn ruhig mit Borschlüssen schoppen könne, er bemerke es dann bei der Rückzahlung doch kaum. Und aus diesem Sicherheitsgefühl heraus wird auch im vornherein auf jede Bürgschaft verzichtet. Sicher ist das Geld sowieso.

Ueberhaupt die Geschichte mit dem Lebensstandard ist eine sehr dehnbare Sache. Hinterließ da ein verschwundener Notar ein Schreiben, in dem er erklärte, mit seinem bescheidenen Einkommen hätte selbst der anspruchsloseste Mensch sein Auskommen nicht finden können. Dabei hatte aber dieser bescheidene Herr im „Nebenamt“ ein Sekretariat, das ihm eine Jahresbeholdung von 12,000 Franken brachte. Außerdem bezahlte ihm sein Verband 3000 Franken auf die Bureauumiete, rückvergütete

seine sämtlichen Reisespesen, zahlte separat für spezielle Arbeiten und stellte ihm auch einen Aushilfsbeamten auf Verbandskosten bei. Und das war nur eines seiner Nebenämter, über sein Einkommen im Hauptamt schweigt die Geschichte. Jedenfalls hatte der Herr Notar ganz sonderbare Vorstellungen von einer bescheidenen Lebensweise und ich hoffe zu seinem Besten, daß er diese an seinem jetzigen Aufenthaltsorte ruhig fortsetzen kann, und nicht darben muß wie z' Bärn.

Aber wer weiß, vielleicht zieht es ihn noch einmal zu den Berner Fleischtöpfen zurück. Die sieben Hirsche, die im Frühjahr aus dem Langenthaler Hirschenpark durchbrannten, sind ja bis auf einen auch wieder reuig zu den Grastöpfen des Hirschenparks zurückgekehrt. Das heißt, einer, jedenfalls ein sehr bequemer Herr, kam schon im Laufe des Sommers zurück, einer wurde durch einen Wilderer getötet, drei Hirsche und eine Hirschkuh rückten vor einigen Tagen wieder ein, wahrscheinlich, entweder weil ihnen der Jagdlärm auf die Nerven ging, oder weil es mit dem „Tischlein deck dich“ in der Freiheit nicht mehr so recht klappte.

Und von wegen dieses „von selber Zurückkehren der Tiere“ fällt dieser Tage ein Genfer Richter ein salomonisches Urteil. Wohnten da in einem Genfer Hause zwei Familien, die beide Ragen hatten. Und wenn die eine Familie auf Ferien ging, hütete die andere ihre Rage, zu welchem Zwecke sie sich auch die Wohnungsschlüssel gegenseitig übergaben. Nun war es während der letzten Ferien, der einen Rage, namens „Tintin“, geglückt, irgendwie aus der Wohnung zu entkommen und sonnte sich breit auf einer Terrasse des Hauses. Die Ferienhüterin wollte sie in die Wohnung zurückbringen, das starrköpfige Büßli aber lehnte sich gegen diese Freiheitsberaubung energisch auf und „verchräbelte“ ihre Hüterin ganz gehörig. Und diese ging nun zum Radi und verklagte die Besitzerin auf 5400 Franken Schadenersatz. Der Richter aber meinte, daß das sonst als sehr gutmütig bekannte Büßli gar nicht mit Gewalt von der Terrasse hätte weggebracht werden müssen, wenn es hungrig geworden wäre, wäre es schon von selber heimgegangen. Und er wies die Klage ab. Und das Büßli blieb dann auch noch vor dem Obergericht Sieger. Wie sich aber die beiden Damen, die Besitzerin und die Hüterin miteinander abgefunden haben, das ist eine andere Frage.

Sorgen haben manchesmal aber auch schöne Männer, nicht nur schöne Frauen. So mußte jetzt der amerikanische Filmstar Robert Taylor, den seine Verehrerinnen für den zweiten Valentino erklären, sich kontraktlich verpflichten 7 Jahre lang nicht zu heiraten. Und wenn ihn nun Amors Pfeil doch trifft, so setzt es ein gefalztes Pönale. Aber das macht dann auch nichts: „Liebe überwindet alles.“
Christian Ruegguet.

Krankheiten - als Heilmittel.

Die Mitteilung, daß eine Krankheit als Heilmittel gegen eine andere zu dienen vermag, wird dem Nichtarzt zunächst befremdlich erscheinen; und doch ist die Erfahrung, daß ein bestehendes Leiden durch ein weiteres dazutretendes bisweilen gebessert, ja geheilt werden kann, sowie die aus dieser Erkenntnis gezogene Schlußfolgerung nicht einmal so neu. Schon der altgriechische Arzt Ruphos von Ephesus wußte, daß sich z. B. die Epilepsie beim Hinzukommen einer fieberhaften Erkrankung oft unerwartet bessert.

Fieber, das eine gleichzeitig bestehende andere Krankheit bessert oder gar heilt? Man ist versucht zu glauben, der Kranke, zu dessen Leiden sich nun auch noch ein Fieber hinzugesellt, käme vom Regen in die Traufe. Aber das trifft durchaus nicht zu, — und unter dem Gesichtswinkel der heutigen medizinischen Wissenschaft betrachtet — mutet es wie Prophezie an, wenn der Arzt Hermann Boerhaave, der anfangs des 18. Jahrhunderts in Leiden lehrte, den als den kommenden großen Arzt pries, der künstlich ein „Heilfieber“ zu erzeugen vermöchte.

Was der holländische Mediziner mit feherischem Blick voraus-